

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 2

Artikel: Die letzten Berner Originale
Autor: Schenk, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die letzten Berner Originale

von PAUL SCHENK

Wer das Quellenmaterial zur stadtbernerischen Lokalgeschichte im 19. Jahrhundert studiert, liest von allerlei sonderbaren Käuzen und Originale, die in der noch kleinen Stadt hausten.

In jeder Gasse wohnten zwei, drei, oft noch mehr solch interessante Typen.

Da gab es unten am Stalden den Schlosser Nöthiger, der sich selbst den «letzten Zähringer» nannte und in den Wirtschaften und Weinkellern gegen jeglichen Fortschritt und gegen alles Neue wetterte. Und da gab es unter den vielen auch einen gewissen Herrn «von», einen erbitterten Gegner der neuen Nydeggbrücke, über die er zeitlebens aus Protest nie einen Fuß setzte, sondern immer den alten, längern und beschwerlicheren Weg über die Untertorbrücke vorzog. Böse Mäuler meinten zwar, er sei den alten Weg gegangen, um die paar Kreuzer Brückenzoll zu sparen, der auch für die Fußgänger erhoben wurde. Über heute noch lebende Originale etwas zu berichten wäre gar keine so einfache Sache. Sie verschwinden nach und nach, werden zur Rarität. Weshalb?

Bern war vor hundert Jahren eine Stadt mit rund 28 000 Einwohnern. Die Quartiere spielten im öffentlichen Leben noch keine Rolle. Dieses spielte sich ohne Ausnahme innerhalb der Grenzen der historischen Stadt ab. Jeder kannte des andern Tun und Lassen, man wußte, in welchem Weinkeller, in welcher Wirtschaft man den und den finden konnte.

Der Lokalteil der Tageszeitungen war bedeutungslos. Es fehlten das Radio, die illustrierten Zeitungen. Das Neueste aus der Stadt verbreitete sich von Mund zu Mund, man konnte noch erzählen und — zuhören.

Es kam auch nicht von ungefähr, daß sich die Mehrzahl jener Originale aus dem Handwerkerstand rekrutierte. Waren es doch die Wasserträger, Holzer, Handwerksmeister und Störenarbeiter, die in aller Leute Häuser verkehrten, da und dort etwas zu hören bekamen und selbst einem Schwatz nicht abhold waren. Fast unaufgefordert kam der Tapezierer ins Haus; denn er hatte genau in der Rechnung, wann er die Matratzen der Frau Imobersteg zum letzten Male aufgefrischt hatte!

Wohl arbeitete man damals mehr als acht Stunden im Tag; aber viel Zeit ging mit «Dampen» dahin, gar zu oft traf man Meister und Gesellen mit hochgesteckter Schürze beim ausgedehnten Schoppen, Schnurren und Schwänke erzählend. (Überkleider waren noch nicht in Mode.) An Zuhörern fehlte es auch nicht; denn es gab noch genug Leute, die nicht unbedingt arbeiten mußten. Ruhig und gelassen floß das Leben.

In solcher Atmosphäre konnte Originalität ungehemmt gedeihen, ja wurde geradezu angestopft und aufgestachelt, sich zu entfalten und zu verfeinern.

Und heute?

Kürzlich gab es in unserm Hause etwas zu

reparieren. Ich rief einem Handwerksmeister an, den ich persönlich nicht kannte, von dem ich aber weiß, daß er tüchtig ist.

Etwas später fuhr ein eleganter Herr in einem sich behäbig wiegenden Amerikaner vor, Metermaß und einen fein sauber vorgedruckten Auftragsblock aus der Tasche seines Diagonalanzuges neuester Mode ziehend. Er mißt, skizziert, notiert alles auf und verabschiedet sich höflich.

Am Nachmittag kommt ein Anonymus im blauen Überkleid, bohrt, feilt und flickt, läßt die Frau des Hauses auf dem vom Block des Meisters losgetrennten Schein die Anzahl der aufgewendeten Stunden quittieren und verschwindet wieder, seine blecherne Werkzeugbüchse über die Schulter hängend. — Aus! — Die Rechnung wird kommen. Ohne sich in eine

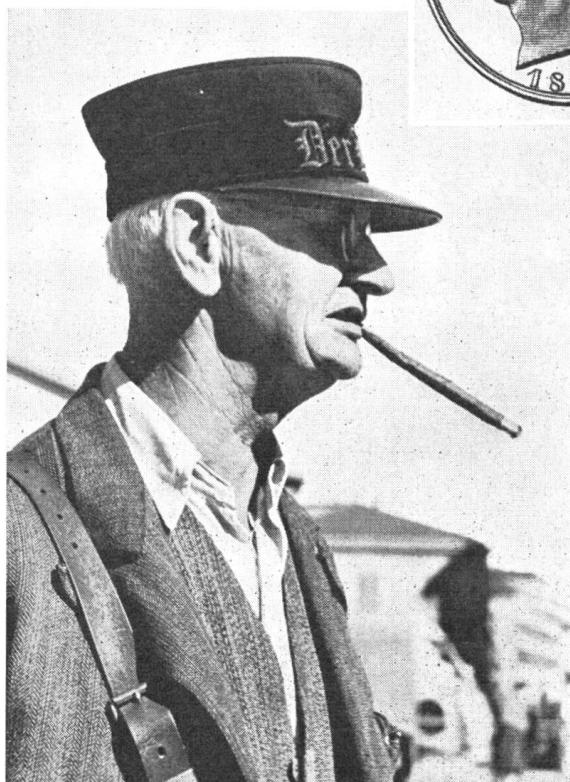
Unterhaltung einzulassen, hat er seine Arbeit verrichtet. — Wer weiß, vielleicht ist dieser Anonymus ein Original, wer weiß?

Die Stadt hat sich vergrößert, die Quartiere entfalten ihr eigenes kulturelles Leben, und es mag sein, daß sich die Originalität da zentralisiert hat. Die alte Stadt wird nach und nach zur City, die letzten Wohnungen werden zu Büros, und bald werden da nur noch Hauswärte wohnen.

Unsere bis zur letzten Minute organisierte Zeit mit ihren teuren Stundenlöhnen hobelt die Menschen glatt, nivelliert sie und haut eigenwillige Seitenschosse erbarmungslos ab. Wer aus der Reihe tanzt, wer beispielsweise unregelmäßig arbeitet, hat immer mit Schwierigkeiten zu kämpfen.

Auf diese heute beliebte, ausnivellierte Ebene ist ja auch unsere Erziehung ausgerichtet. Schule und Berufsausbildung wirken dahin, Menschen heranzubilden, die man ohne große Schwierigkeiten in das Berufs- und Geschäftsleben eingliedern kann. Wer sich

Wilhelm König, genannt Dr. Bäri, ließ ein Medaillon anfertigen, wie es sonst nur gekrönte Häupter kannten.



Der letzte der Mohikaner, der «Bund»-Verkäufer Fritz Gugisberg. Er lehnt es ab, mit Morden und Unglücksfällen ein Geschäft zu machen.



Der Kohlen-Eidam. Er war höchst un gepflegt, aber er verlangte, daß man ihm die Suppe auf einem Tablett serviere.

durch große Originalität auszeichnet, wird schon in der Schule zurechtgewiesen.

Das gilt für das Land genau so wie für die Städte; denn auch in den Dörfern werden die Originale mehr und mehr zur Seltenheit.

Jahrelang lachte ganz Bern über die Streiche und Müsterli des Doktor Bäri. Heute noch zirkulieren die Schwänke Kari Dällenbachs.

Allezeit lustig und fröhlich, schienen beide unbeschwerlich, lebhaftige Gesellen zu sein. Wer kümmerte sich schon um das andere, das stille Leben dieser Humoristen?

Beide, die unzähligen Menschen frohe Stunden bereiteten, wurden mit den eigenen Problemen nicht fertig und legten in ihrer Verzweiflung Hand an sich.

Wer wußte je, daß der Salutist in der roten Jacke, der uns den «Kriegsruf» verkaufen wollte und sich oft anöden lassen mußte, seinem Beruf mit fast unerträglichen Schmerzen nachging?

Professor Edinger und der Doktor Bäri

Mögen die paar nachfolgenden Beispiele zeigen, auf wie verschiedenen Gebieten sich das Originelle entfalten kann. Dabei wollen wir uns an die letzten der alten Garde halten; denn die Originale von morgen müssen es erst werden, wenn ihnen unser jagendes Heute Zeit dazu übrigläßt.

Ein Original sonderbarer Art war Professor Edinger. «Er verlor als Theologiestudent in Heidelberg bei einem Säbelduell seine Nase und wandte sich dann dem Lehrerberuf zu», schreibt lakonisch ein Zeitgenosse.

Während nahezu vierzig Jahren unterrichtete der Professor an der Kantonsschule.

Eine äußerst geschickt gemachte, mit der Brille verbundene Prothese cachierte die Jüngstesünde des Herrn Professors, der ab und zu seine Mitmenschen in Schrecken versetzte, wenn er in ihrer Gegenwart aus Vergeßlichkeit seine Brille auf die Stirne schob!

Der Herr Professor war Kunde bei Ernst Matz, einem der ersten Coiffeurmeister am Wybermärit. Eines Tages wollte es der Zufall, daß ein an diesem Morgen neu eingestellter Geselle den Professor rasieren mußte. Wie der Coiffeur nun mit seinem Zeigefinger dem Herrn Professor unten an die Nase stupsen wollte, damit der Kunde mehr nach hinten sich lehne, entwich die Nase dem Druck, und der vor Schreck in Ohnmacht gefallene Geselle

mußte mit Kölnisch Wasser wieder flottgemacht werden.

Als Musterbeispiel von einem Original möchte ich den allezeit witzigen und fröhlichen «Wilhelm König von Bern», genannt Doktor Bäri, vorstellen.

Wilhelm König war in jungen Jahren Journalist und später Beamter im Eidgenössischen Justizdepartement.

Zu den verschiedensten Anlässen gab er besondere Schriften heraus, deren Umschläge auf der Rückseite mit einem gedruckten Medaillon versehen waren, das das Bildnis Doktor Bäris mit der Umschrift «Wilhelm König von Bern», zierete.

Viele seiner Schriften erschienen in der Mundart. So gehört Doktor Bäri mit zu den Bahnbrechern für berndeutsch verfaßte Publikationen. Mit der Herausgabe des humoristisch-satirischen «Meß- und Märitblattes der Stadt Bern», im Jahre 1886, dachte er vielleicht an eine dem Nebelspalter verwandte Schrift.

Jedenfalls guselte er in den sieben erschienenen Nummern mutig in vorhandenen Wespennestern und giechtigen stadtbernerischen Wunden. Die langatmigen Erklärungen und Erwiderungen der Glossierten in der zeitgenössischen Tagespresse bewiesen, daß man den Humoristen ernst nahm.

So stellte Doktor Bäri einmal die unterschiedliche Größe der in den Bäckereien zum nämlichen Preise gehandelten Weggli fest. Prompt kaufte er sich eines vom kleinsten und eines vom größten Format, nagelte sie nebeneinander auf ein Brett, schrieb Preis und Namen der Bäcker darunter und stellte das Brett kommentarlos beim Käfigturm, dem damaligen Zentrum, zur Schau.

Sein letzter Streich, kurz vor seinem Tode, löste in der ganzen Stadt Gelächter und Schmunzeln aus.

Da gab es in den neunziger Jahren einen sehr redegewandten Arbeitersekretär, Dr. Wasilieff, dem die Berner sofort den Spitznamen «Dr. Waschlisepp» anhängten.

Dieser sehr eifrige Agitator wollte auch die Kellnerinnen organisieren und lud sie zu einer Versammlung ein. Damals war es Brauch, daß die Töchter in diesem Beruf in den bekannteren Lokalen in Trachten servierten. Als nun nach den Einführungsworten Doktor Waschlisepps die Diskussion schon im Gange war, meldete sich eine dralle, nicht gerade hübsche Kell-

nerin in der Bernertracht zum Worte, die mit krächzender Stimme den Vorsitzenden und die Versammlung nach Noten lächerlich machte. Nach einer neuen Lachsalve kippte plötzlich die Stimme um, und die versammelten Schönen erkannten unter erneutem Gelächter ihren Doktor Bäri!

Wutschnaubend ersuchte der genarrte Arbeitersekretär den nun ohne Perücke mitten im Saal stehenden Doktor Bäri, sofort das Lokal zu verlassen, worauf ihm dieser zurief: «Fällt mir nicht ein; ich bin hier unter meinen Lieblingen, genau wie Sie auch!» Unter schallendem Gelächter löste sich die Versammlung auf und wurde zum Stadtgespräch.

Der Kohlen-Eidam

Zu dieser Zeit lebte auch noch der Kohlen-Eidam, vor dem ich mich als kleiner Knirps sehr fürchtete, obwohl er damals schon nicht mehr lebte; aber Großmutter drohete: «Wenn de nid wosch e Liebe sy, nimmt di der Cholen-Eidam i sy schwarze Sack», beeindruckte mich immer sehr.

Unrasiert, mit ungepflegten weißen Haaren, sehr nachlässig gekleidet, die Füße in ausgetretenen Schuhen steckend, angetan mit einem wahrscheinlich karierten, schmutzigen Hemd, ein Foulard von unbestimmbarer Farbe um den Hals, das Gilet nur mit dem obersten Knopf zusammengehalten, die schmutzige Mütze der Verbindung «Carbonia» auf dem Kopf, konnte man ihn mit zynisch-verächtlichem Ausdruck, einen Kohlensack unter dem Arm, an eine besonnte Mauer gelehnt finden, wo er auf einen nächsten Auftrag wartete.

Dieser allzeit schlecht gelaunte, beständig schimpfende und fluchende Kauz war der Sohn des Schreibers auf dem Amthaus. Ein Regierungsstatthalter war sein Götti.

Es ging vom Kohlen-Eidam die Rede, er habe in jungen Jahren studiert, sich dabei übertan und sei nun verhürschet. Man habe Gottlieb Eidam oft in der Gas-Allee im Marzili unten auf einem Bänklein angetroffen, wo er den Homer las.

Er war ein Tierfreund und fütterte täglich

die Tauben auf dem Waisenhausplatz. Die Kinder mochte er dagegen ganz und gar nicht leiden und wurde so logischerweise zum Kinderschreck.

Jener Frau, die ihm ein Stück Seife schenkte, damit er sich einmal gründlich waschen könne, gab er dieses murrend zurück, das könne er nicht; seine Haut vertrage keine Seife.

Dagegen hatte er gute Tischmanieren. Wenn er sich, schmutzig wie er war, mit ungewaschenen Händen in einer Wirtschaft hinsetzte und einen Teller Suppe mit Brot bestellte, verweigerte er die Annahme des Bestellten, wenn ihm die Serviertochter den Teller in der Hand brachte. Er verlangte sie auf einem Tablett serviert; er esse keine Suppe, in der jemand seine Finger gebadet habe!

Arm, krank und verlassen war er, als ihn ein Pfarrer in seiner primitiven Behausung aufsuchte. Auch in der Gegenwart des geistlichen Herrn konnte Gottlieb das Ausspucken nicht unterlassen. Auf die Vorhalte des Pfarrers meinte er barsch: «I cha hispeue, wo-n-i wott; es bruucht mer niemer z'befäle, wo-n-i hie inne soll hispeue!»

Einige Tage später wurde er in das Spital eingeliefert, wo er sich hauptsächlich über die peinliche Sauberkeit ärgerte und an der er auch gestorben sein soll!

Dällenbach

Heute noch, fast ein Vierteljahrhundert nach Kari Dällenbachs Tod, wird sein Name immer wieder genannt, werden neu erfundene Witze ihm zugeschrieben, um sie zügiger zu machen.

Karl Tellenbach, so schrieb er sich, stammte aus Walkringen. Als 23jähriger machte er sich im Jahre 1900 in Bern selbständig. Er übernahm einen kleinen, unscheinbaren Coiffur-laden an der Neuengasse.

Dort entstanden die besten Witze und lustigsten Anekdoten.

Der von einer Hasenscharte im Sprechen Behinderte war aber auch ein guter Erzähler. Oft brachte er mit längst Bekanntem seine Zuhörer nur durch seine eigene Erzählkunst zum Lachen. Bei ihm wartete die Kundschaft gern; denn man war nie sicher, ob er nicht plötzlich einen neuen Witz kreierte.

Kari Dällenbach brachte aus seiner engern Heimat eine unverfälschte Sprache mit originellen Ausdrücken mit, die in der Stadt schon an und für sich sehr lustig wirkte. Die Witze

Foto: R. Gnant

Die Hausiererin in der Gaststube

und Schwänke des jungen Coiffeurmeisters waren bissig und zuweilen boshart. Nach und nach wurde er zur lokalen Berühmtheit. Eine weitverbreitete Zeitschrift druckte seine Witze und Müsterli. Kari sah darin die Verpflichtung, noch schlagfertiger, noch witziger zu sein, und so wandelte sich der oft Boshafte zum witzigen Humoristen, der mit seiner ungeschminkten Rede niemanden mehr verletzte; denn im Grunde war er ein friedfertiger Mensch.

Saß da einst ein Kunde auf dem Stuhl, der Kari ausführlich erzählte, wie es bei den Coiffeuren in Amerika gehe. Da sei einer, der seife den Kunden nur ein, ein anderer rasiere, und ein dritter besorge den Rest. Schweigend seifte Kari den Kunden ein, ließ ihn sitzen und forderte den Nächsten zum Platznehmen auf.

«Was isch da», reklamierte der Eingeseifte, «weit dr nid wytermache?»

«I tue nume yseife! Dä wo rasiert, dä isch da uf em Waisehusplatz äne», parierte Kari.

Hirschi-Baumann

Wer zählt die Anekdoten, die sich zwischen Hirschi-Buume und Kari Dällenbach abgespielt haben sollen?

Wohl kannten sich die beiden; aber der Baumaterialhändler Christian Hirschi-Baumann gehörte nicht einmal zu den Kunden Kari Dällenbachs. Die Nachwelt hat hier später zwei Berner Stadtoriginale miteinander in Zusammenhang gebracht, die im Leben ihre eigenen Wege gingen.

Christian Hirschi-Baumann hat seine witzige Art von der Mutter geerbt. Auch er kam vom Land in die Stadt. In der Gesellschaft von Geschäftsfreunden und in Vereinen war er ein beliebter Witzbold, während er in der Familie eher ernst und streng war.

Die Buchhandlung Schmid & Francke, gegenüber dem Bahnhof, pflegte ihre Neuerscheinungen auch Hirschi-Buume zur Ansicht zuzustellen, der aber zum Bücherlesen keine Zeit fand.

Eines Morgens ließ er eine mit Grien vollgeladene Meterbänne vor die Türe der Buchhandlung stellen. Auf die telefonische Anfrage der Buchhandlung antwortete er, diese Sendung sei zur Ansicht.

Einmal wurde er aufs Steuerbüro zitiert, wo man ihm eine ganze Reihe Fragen im Zusammenhang mit seiner Steuererklärung vorlegte.

Gelassen gab er Auskunft. Als der Beamte mit seiner Fragestellung fertig war, fragte Hirschi-Baumann naiv: «Loset, soll i nech öppe no ds Wasser vo myr Frou schicke?»

Nachdem er einst im Jura mit Geschäftsfreunden einen Autounfall erlitten hatte, bei dem er aus dem offenen Wagen auf eine Straßenböschung geschleudert wurde, fragten ihn seine Freunde, was er denn nach dem Flug zuerst getan habe.

«He, da bin i afen i die nächschi Wirtschaft gah ne Dreier ha, für z'luege, gäb i rünni!»

Einige Jahre wohnte er im Brückfeld oben und war ständiger Guest auf dieser Tramlinie. Als einmal der Billetteur die Haltestelle «Tierspital» ausrief, niemand sich anschickte, auszusteigen, riß Chrigel die Wagentüre auf und rief ins Innere: «Na myr Asicht sötte hie es paar use!»

Auf einer Sängerfahrt nach Dänemark ging es nachts in den Zweitklaßwagen etwas laut zu und her. Der Reiseführer mahnte die Herren zur Ruhe: «So, meine Herren, nun gehen wir aber zu Bett!»

Nach einer Weile geisterte Hirschi-Buume im Nachthemd in den Korridoren umher, verlangte den Reisemarschall und fragte ihn: «Weit dihr so guet sy u mir hie mys Bett zeige!»

Kommandant Kull

Da wären als Beispiel noch zwei Originale zu erwähnen, die schon rein äußerlich im Stadtbild durch ihre Uniformen auffielen:

Zwölf Jahre lang gehörte Kommandant Jakob Kull ins Bild der Stadt. Tag für Tag zog er von einer Wirtschaft in die andere, den Gästen den «Kriegsruf» anbietend.

Er trug einen für die Schweiz «ordonnanzwidrigen» feuerroten Uniformrock und eine rote Mütze. Ich glaube, er wußte ganz gut, daß ihn diese Farbe vorteilhaft herausputzte. Sein gütiges Gesicht, von einem wallenden Vollbart und weißen Haaren umrahmt, kam so recht zur Geltung. An seiner Brust baumelte — gleich einem Orden — eine Verdienstmedaille der Heilsarmee.

Wehe dem, der ihn etwa hänseln wollte! Das konnte er gar nicht vertragen. Wer aber mit ihm spaßeshalber ein religiöses Gespräch anfing, stand bald mit abgesägten Hosen da, und Papa Kull hatte die Lacher auf seiner Seite;

denn er kannte die Bibel sehr gründlich!

Wer in diesem Manne etwa einen einfältigen Alten vermutete, mußte sich abermals täuschen!

So saßen wir an einem Abend in recht guter Stimmung beim Schoppen, als der Rotbejackte auftauchte. Gino, dessen Muttersprache Italienisch war, raunte uns zu: «Lueget jitz de, wie n-i dä uf e Säbel lade!»

Papa Kull kam alsbald zu unserm Tisch, freundlich einen guten Abend wünschend, den «Kriegsruf» mit der Linken hochhaltend, und Gino redete in seinem zu Hause gebräuchlichen Genueserdialekt gestikulierend auf ihn ein. Ruhig hörte sich der Salutist den Redeschwall an, den er natürlich nicht verstand, legte seine Zeitung auf den Tisch, griff in seine Ledertasche und holte eine italienische Ausgabe hervor, die er Gino wortlos hinlegte.

Allgemeine Stille! — Hans rettete die Situation und legte 30 Rappen auf den Tisch.

«Die italienische Ausgabe kostet uns zwar etwas mehr als die deutsche», meinte Papa Kull bescheiden. Hans doppelte mit einem Zwanziger nach, und der Herr Kommandant lüftete seine rote Mütze, dankte freundlich und humpelte weiter.

Einige Zeit später lernte ich den guten alten Mann persönlich kennen. Er erkannte mich sofort und verriet mir, er wisse wohl, daß mein Freund ebensogut Berndeutsch könne wie ich.

Jakob Kull war einer der ersten Heilssoldaten im Baselbiet. Er arbeitete dort als Bandwebermeister, gab seinen Beruf auf, um Heilsarmeeoffizier zu werden. Im Militär war er Wachtmeister. Da wurde er einst anlässlich einer Erhebung von einem Leutnant nach seinem Namen und Beruf gefragt.

«Wachtmeister Kull, Jakob, Heilsarmeeoffizier.»

«Seien Sie vernünftig, das ist doch kein Beruf», bemerkte der Leutnant.

Der Oberst, der dazugekommen war, fuhr ihn an: «Notieren Sie, was Ihnen der Wachtmeister sagt, Herr Leutnant!»

Später wurde Kommandant Kull Leiter der Handwebschulen bei den Parias in Indien und lernte so dieses Land und einige seiner Sprachen kennen. Über 700 Vorträge hielt er in Europa über Indien. Zu diesen Vorträgen erschien er auch immer in seiner roten Uniform, die er in Indien trug. Statt der Mütze trug er den Turban.

Nach seiner Pensionierung wollte er nicht untätig sein und diente als «Kriegsruf»-Ver-

käufer seiner Sache. Er nahm es auf sich, Zielscheibe von Witzen und Spott zu sein, mit seinem schmerzhaften Rheuma bei jedem Wetter bis zum Wirtschaftsschluß zu arbeiten.

Gar oft mußte sich das Hauptquartier kritisieren lassen, es sei nicht recht, daß ein so alter Mann noch arbeiten müsse! Niemand konnte ja wissen, daß er dies freiwillig tat. So hat er als Vorbild sein Leben lang treu und bescheiden gedient.

General Rosner

Einen höheren, aber dafür nur fingierten Rang bekleidete General Reinhold Rosner, der in seiner Kakiuniform tatsächlich wie ein fremder Offizier aussah, zumal er auch einen weißen Doppel-Spitzbart trug.

Wie es sich für seinen Rang gehörte, hatte er sich auch ein Wappen zeichnen lassen, besaß einen Ehrensäbel, den er allerdings nur ein einzigesmal trug, als er hoch zu Roß in einem Umzug der Metzgergäßler durch die Straßen ritt.

Anfänglich nannte er sich Oberst Rosner. Er stammte aus Preußen und betrieb an der Ecke Brunngasse/Metzgergasse ein Kosthaus.

Bald einmal hatten die Gassenbuben rund um den Zeitglocken herausgefunden, daß die Taschen des Obersten stets mit Schleckereien gefüllt waren, die man sich mit einer flotten Achtungsstellung verdienen konnte.

Da erschien er an einem Bärzlistag in der «Harmonie» in einer funkelnagelneuen Uniform, verkündete, er sei nun zum General befördert worden. Die abgelegte Montur habe er seinem Adjutanten geschenkt. Dann nahm er auf der Gasse noch schnell die Parade der draußen wartenden Buben ab und setzte sich alsdann zu seinen Freunden an den Stammtisch.

Neben seiner Tätigkeit als Pensionsbesitzer fand er Zeit zu phantastischen Plänen zur Umgestaltung der Stadt Bern. Er träumte von einem Groß-Bern. In diesen Jahren hörte man ja immer wieder von Groß-Berlin, und das muß ihn inspiriert haben.

Auf dem Papier baute er Brücken, eine Markthalle, einen neuen Bahnhof, fand Platz für ein Stadthaus, den Weg für die neue Linienführung zum Berner Bahnhof, schuf eine unterirdische Großgarage u. a. m.

Die Projekte stellte er in den unbenützten Schaufenstern seines Logierhauses aus.

Man lachte über all die Projekte dieses Narren!

Aber die Linienführung der SBB der Lorainehalde entlang, mit einer neuen Brücke über die Aare, die Ausnützung der Aaresteilhänge bei seiner Großgarage sind heute realisierte Ideen, die man zuerst bei General Rosner sah und belächelte.

Zur Ausführung seiner Pläne beschäftigte erstellenlose Zeichner. So soll er einmal den Stadtbehörden eine Rechnung von 70 000 Franken vorgelegt haben, die er für seine Pläne verausgabte!

Es gab damals in Bern Leute, die nicht über Rosners Projekte lachten, ja diese Ideen so gut fanden, daß sie ihm diese gar nicht zutrauten. Schließlich war er ja kein Baufachmann; aber gerade in dieser Hinsicht waren die Projekte frappant. Man vermutete sogar, General Rosner diene lediglich als Strohmann und die angestellten Zeichner seien ebenfalls vom wirklichen Urheber bezahlt worden.

Sei es, wie es wolle, man nannte General Rosner einen Narren, lächelte über seine Projekte und pilgerte trotzdem an die Metzgergasse, um sie sich anzusehen!

Wenn es tatsächlich Rosners Schöpfungen waren, dann wäre er allerdings ein Narr mit Ideen gewesen.

Jedenfalls war er ein guter Mensch, der seine Wahlheimat liebte und dem die Stadt ans Herz gewachsen war.

Fritz Guggisberg

Eines unserer letzten Stadtoriginale ist der «Bund»-Verkäufer Fritz Guggisberg bei der Tramstation am Hauptbahnhof.

Seit 1915 steht er Tag für Tag auf seinem Platz, im Winter mit zwei schweren Mänteln und braven Holzschuhen gegen die Kälte geschützt. Regnet es, dann trägt er einen großen Schirm mit der Aufschrift «Der Bund», bei heißem Wetter einen Tropenhelm. Ein Bobby-Helm gehört ebenfalls zu seiner Garderobe. Sein unentbehrlichstes Requisit bei jedem Wetter aber ist eine Brissago!

Das Kleingeld hat er nach einem ganz besondern System in seinen Kleidertaschen so verteilt, daß er blitzschnell auf ein Ein- oder Zweifrankenstück herausgeben kann. Das erlaubt ihm auch, Kunden zu bedienen, die schon auf dem wegfahrenden Tram stehen.

An seiner großen Ledertasche baumelt die

letzte Ausgabe seiner Zeitung, auf der rote oder schwarze Schlagzeilen aufgemalt sind. Eben in diesen Aufschriften tritt oft die Originalität dieses Mannes an den Tag. Er verzichtet in der Regel auf billige Sensationstitel. Das überläßt er einem Konkurrenten. Dafür schreibt er zum Beispiel: «Resultate vom Tschiro d'Italia», das er dann auch so ausruft. Man glaube ja nicht, er wisse nicht, wie man dieses Wort wirklich schreibt!

Daneben achtet er die journalistische Höflichkeit. Morde oder Unglücksfälle ruft er nie aus; er haßt diese Art von Sensationsmacherei und beweist mit seiner Art, daß man die Passanten auch auf eine andere Art zum Kaufen stimulieren kann.

Es hält schwer, seine trafen Späße und Bemerkungen wiederzugeben. Es sind meistens Gedankenblitze des Augenblicks zu irgendeiner Situation.

Es gibt Berner, die behaupten, Fritz Guggisberg habe sich als Zeitungsverkäufer ein Vermögen zusammengespart und besitze ein paar Häuser. Das stimmt natürlich nicht. Hausbesitzer ist ein anderer Zeitungsverkäufer, der seine Zeitungen fast unbemerkt an einer Straßenecke verkauft!

Dagegen war der «„Bund“-Ma» auf dem Bubenbergplatz ein guter und leidenschaftlicher Schütze, der manche hohe Auszeichnung errungen hat. Jetzt aber hapert es mit dem Sehen.

Ein ganz anderer Mensch spricht zu uns, wenn er aus seinem Leben erzählt, von seinen Schicksalsschlägen, die er erlitten, von den Verkaufsproblemen, die es auch für ihn gibt; denn die neben den Tageszeitungen vorhandenen Informationsmöglichkeiten, am Lautsprecher und am Telefon, beeinträchtigen just seinen Verdienst: den Straßenverkauf der Zeitung.

Kürzlich las man auf einem am Revers angehefteten Plakätkchen: «Bund auch mit Auskunft 20 Rp.»

«Was meinet dr da dermit?» fragte ich ihn.

«Lueget, was me da nid alls sött wüsse! I bi nume no ds reinschten Uskunftsbüro, mueß wüsse, wo die und die Gsandschaft isch, wo der Bus für uf Brämgarten abfahrt, wo der Fürspräch Dingskirch sys Büro het, und so wyter! Früecher albe, wo d'Lüt no hei gwüßt, was Astang isch, hei sie mer zum Dank e Zytig abkouft, u hüt vergässie sie mängisch no, merci z'säge! — „Derrrr Bund“! Mit Uskunft zwänzg Rrrrrrappe!»

Wenn die originellen Mitmenschen auch nicht mehr so dicht gesät sind wie ehemals, aussterben wird diese Art bestimmt nicht so schnell; aber ihre «Berühmtheit» wird sich nicht mehr auf die zu groß gewordene Stadt ausdehnen. Sie werden vielleicht im Quartier bekannt, da, wie schon erwähnt, heute die

Quartiere nach und nach ein eigenes kulturelles Eigenleben zu führen beginnen. Originale werden sich aber nur in jenen Bezirken entwickeln können, wo der Gemeinschaftssinn nicht gänzlich dem Individualismus oder der Vermassung weichen muß.

Der kleine Familienfilm



Legt Zeitungen und Kleinholz in Zentralheizungsofen und zündet an.



Wartet. Verkürzt sich Zeit, bis Feuer richtig brennt, mit Lesen alter Zeitungen. Sitzt auf Holzkiste, um es sich bequem zu machen.



Entdeckt, Holzkiste war mit Nagel garniert.



Zieht sich von Kiste zurück und schlägt Kopf an einer der Heißwasserröhren an.



Tritt fast gleichzeitig auf Gartenrechen, dessen Stiel ihm an Kopf schlägt.



Bemerkt, daß Feuer am Auslöschen ist. Springt zu Gestell, wo alte Zeitungen aufbewahrt werden, um Feuer nachzuhelfen.



Zieht dickes Sonntagsblatt heraus und verursacht dadurch eine Lawine von Zeitungen und Blumentöpfen, welche Frau auf Zeitungen gestellt hat.



Feuer geht inzwischen vollständig aus. Geht erschöpft in Wohnzimmer und teilt Frau mit, sie solle versuchen, anzuheizen, es sei offenbar etwas nicht in Ordnung.